

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Naturkunde

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

# Rund um den Südoldenburger Obsthof

VON WALTER KRÜGERKE

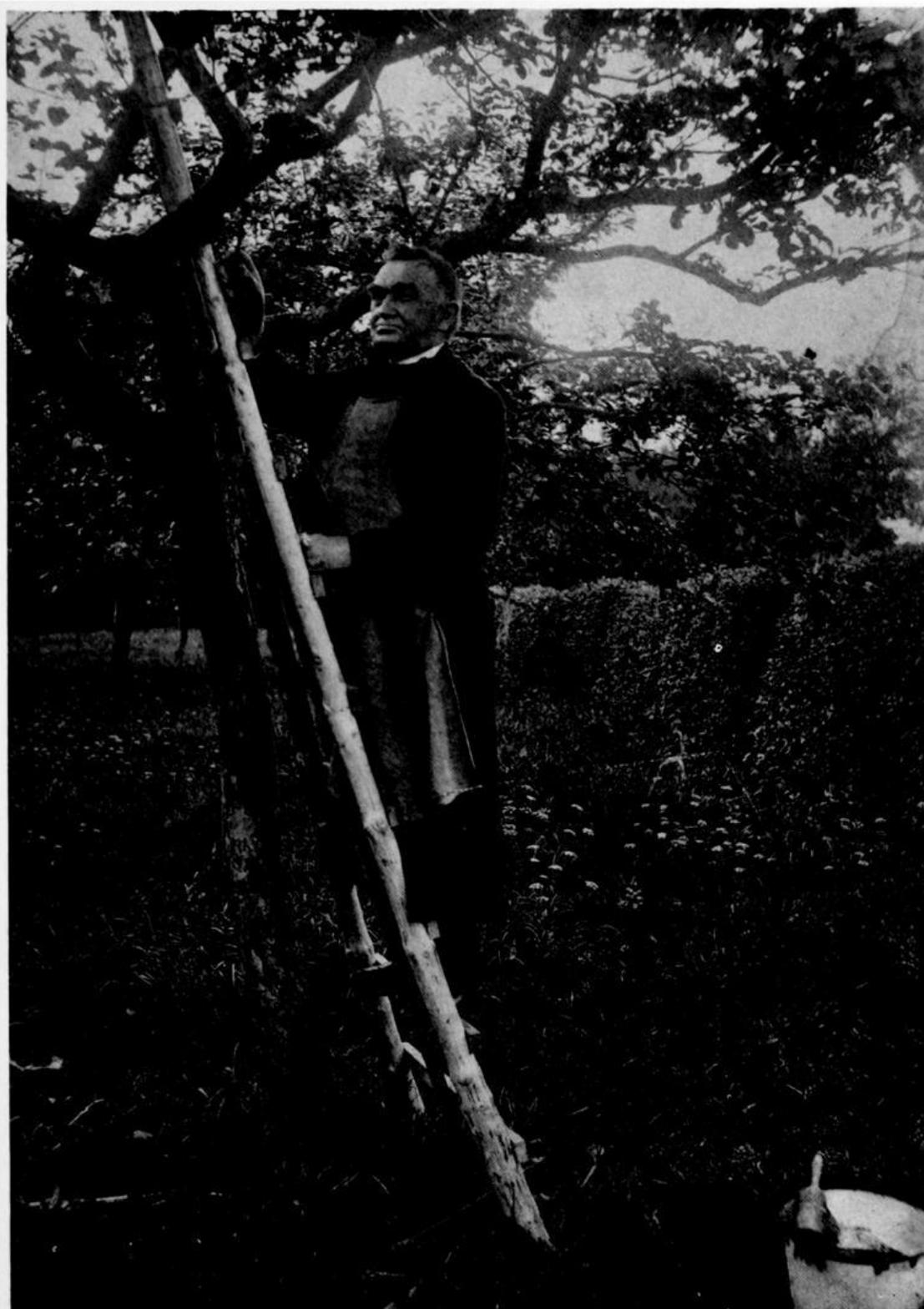
Vor hundert Jahren (1870) gab es in Südoldenburg viele Obsthöfe, das heißt große Obstgärten bei den Häusern, die oftmals „ganz unter hohen Obstbäumen versteckt“ lagen, „wie man es sonst nicht viel findet“. So berichtete Heinrich Dammann aus Lutten im Juni 1947 im Mitteilungsblatt des Obstbauberatungsrings Südoldenburg e. V. und läßt uns weiter wissen, daß zu jener Zeit beispielsweise das Grundstück beim Pfarrhaus in Lutten „mit einigen Hunderten von Obstbäumen, meist Äpfeln, bepflanzt war.“ Die Bäume mußten beim Hause stehen, denn „Appel un Bom will den Pankauken rüken können, enners deit he dat nich“, wie Lehrer Uptmoor in Langförden zu sagen pflegte.

Es war schon so, daß hier in Südoldenburg mehr als in anderen Landschaften der große Obstgarten am Hause in allen Gemeinden ein bestimmendes Element gewesen ist. Damals wurden z. B. in Lutten sehr viele Zwetschen angebaut. Manche Bauern hatten 1000 Zwetschenbäume und mehr, deren Früchte nicht nur in Vechta, sondern auch in Diepholz, Twistringern und anderen Orten verkauft wurden. Prof. Dr. Brägelmann bezeichnete 1892 diese Gemeinde darum als „Obsteldorado im Oldenburger Land.“

Die Obsthöfe hatten damals allerdings ein anderes Gesicht als heute. Obstarten und -sorten waren durcheinandergepflanzt. Von der heutigen Monokultur waren unsere Vorfahren also noch weit entfernt. Die Stämme hatten keine einheitliche Höhe; oft genug bestimmte das darunter laufende Vieh die Ansatzhöhe der ersten Äste. Unter den Bäumen stand damals nämlich Gras und wurde als Weide bzw. Auslauf genutzt. Durch Alter oder Krankheit ausfallende Bäume wurden durch neue derselben oder einer anderen Obstart ersetzt. Jungbäume wurden mit Hilfe von Pfählen gegen Beschädigungen durch Schweine, Kälber oder Rinder geschützt.

Über die Vermehrung der Obstgehölze, die wichtigste Voraussetzung für diesen Obstbau schlechthin, sagte Dammann: „Veredelt war alles auf Wildlingen, die in der Nähe auf dem Herrenholz und in Bauernholzungen, besonders dem Führtelerholz, gesucht wurden, und meist schon 10 bis 20 Jahre alt und älter sein mochten. Sie wurden dann in den oft verächtlich genannten „Winkelbaumschulen“ von Kleinbesitzern oder auch abgehenden Bauernsöhnen veredelt“.

Es gab aber auch eine ganze Reihe von Lehrern, die sich in Baumschulen bei den Schulen mit der Anzucht von Obstbäumen beschäftigten, in denen die Kinder lernen sollten, Bäume heranzuziehen. Franz Ostendorf, Hauptlehrer in Langförden, berichtete a. a. O., daß z. B. in Langförden am 3. 9. 1818 auf dem heutigen Blömerschen Grundstück von Lehrer Bernhard Anton Josef Frye eine Baumschule eingerichtet worden ist. Zur selben Zeit wirkte in Cappeln Pastor Dyckhoff, ein großer Pomologe, der viel für die Hebung des Obstbaus getan hat. Diese Pionierarbeit der hiesigen Lehrer wurde am 2. 3. 1849 durch einen Erlaß der oberen Schulbehörde gewürdigt, in dem bestimmt wurde, daß bei jeder Schule eine Baumschule einzurichten sei.



**Prof. Brägelmann auf der von ihm erfundenen Baumleiter stehend. Er verbrachte die Ferien gemeinsam auf der Gaesdonk zusammen mit Bischof Dingelstedt und anderen hohen kirchlichen Würdenträgern und pflegte dort die Obstbäume (in den Händen Säge und Pinsel, unten rechts der Kalkeimer). Aufnahme Anfang dieses Jahrhunderts. Mitteilung und Foto: Prof. Struck**



*Viele Bauernhäuser lagen „ganz unter hohen Obstbäumen versteckt“. Obstarten und -sorten waren zusammengepflanzt.*

Die infolgedessen auftretende Massierung von Obstbäumen in den bäuerlichen Obsthöfen brachte verständlicherweise Probleme mit sich, von denen die Sortenfrage die Gemüter am lebhaftesten beschäftigte. Aber auch die Frage des Absatzes wurde mit dem sich ausdehnenden Obstbau von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wichtiger.

Über die Sortenfrage wußte der schon zitierte Heinrich Dammann, Vater des Bernd Dammann, Astrup, jahrelang Vorsitzender des Obstbauberatungsrings Südoldenburg e. V., interessante Einzelheiten zu berichten. Bereits Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden vom Vorstand des Verbandes der Oldenburgischen Obst- und Gartenbauvereine Obstanbausortimente aufgestellt. Das Sortiment für Vechta und Umgebung mußte vom Landwirtschaftlichen Verein Vechta für die Gemeinden Vechta, Vestrup, Bakum, Langförden, Lutten und Oythe populär gemacht werden.

Heinrich Dammann beanstandete, daß das Sortiment nicht nach den Vorstellungen des Handels, sondern nach denen der Sortenkommission aufgebaut war. Er bemängelte ferner, daß empfohlene Sorten in der Anzucht, in der Pflege oder in der Frucht schwierig waren. Aus dem großen Sortenangebot der damaligen Zeit, in dem wir viele und einstmals weit verbreitete Obstsorten finden, hat sich dann das Südoldenburger Sortiment herausgeschält, das bis zum Beginn des modernen Plantagenobstbaus im Anbau war. Neben dem Weißen und dem Roten Münsterländer, die beide von der Borsdorfer Edelrenette abstammen, waren es vor allen Dingen die gestreifte



*Im modernen Obsthof liegen die Wohn- und Wirtschaftsgebäude mitten in den arrondierten Niederstammpflanzungen.*

Winterrenette, Siemers Boskoop (kein echter Boskoop), Schöner von Boskoop, Orths Goldrenette, Graue Französische Renette, um nur die wichtigsten zu nennen.

Die Zahl der Apfelsorten war enorm groß. Neben den weit bekannten Sorten wie Baumanns Renette, Goldrenette von Blenheim, Landsberger Renette u. v. a. gab es auch sehr viele Lokalsorten, die oftmals recht lustige Namen hatten oder an besondere Landschaften oder Persönlichkeiten erinnern sollten. Als Prof. Dr. Liebster im Herbst 1948 in Langförden eine Sortenschau durchführte, konnte er 106 Apfelsorten vorstellen. Die u. E. interessantesten Namen seien hier aufgeführt: Artländer Krautapfel, Cox war selbstverständlich auch schon dabei, beim Eiserapfel wußte niemand, ob der Name auf die Härte der Frucht oder die lange Haltbarkeit hindeuten sollte, Halberstädter Jungfernapfel, Käsapfel, Purpurroter Cousinot, Seidenhemdchen (von besonders schönem Rot), Siebenschläfer, Stina Lohmann und Stern von Bühren, der eine Spezialsorte von Josef Siemer in Bühren war.

Die Frage des Verkaufs wurde systematisch von Josef Siemer aus Spreda angepackt, der als junger Soldat nach dem Kriege 1870/71 zur Besatzungsarmee in Frankreich gehörte und nach seiner Rückkehr den Obsthof im elterlichen Betrieb ausbaute. Er fuhr mit Pferdefuhrwerken nach Bremen und verkaufte dort laufend Äpfel aus Langförden. Nach der Eröffnung der Bahnstrecke Ahlhorn-Vechta im Jahre 1885 konnte der Verkauf ausgedehnt

werden. Oldenburg und Wilhelmshaven, wo sogar Filialen eingerichtet wurden, konnten als Absatzmärkte erschlossen werden.

Josef Siemer verunglückte am 23. Juli 1923 tödlich. Sein Neffe und Nachfolger, Dr. Hermann Siemer, baute den Betrieb aus. Im Jahre 1941 standen mehr als 7000 tragende Obstbäume in Siemerschen Plantagen. Der Obsthandel wurde von einem ehemaligen Mitarbeiter des Josef Siemer, von Gottfried Deye, ständig ausgebaut, der schon im Jahre 1939 fast 400 Waggons voll mit Äpfeln nach allen Richtungen ins Deutsche Reichsgebiet verschickte.

Die Entwicklung im Siemerschen Betrieb blieb nicht ohne Folgen für die Nachbarschaft. In vielen Betrieben wurden die Obstanbauflächen vergrößert. Die neuen Pflanzungen wurden in den 20er und 30er Jahren oft genug nicht direkt beim Hause, sondern auf den sogenannten Zuschlägen erstellt. Aber jeder pflanzte, wie er es für richtig hielt. Erst Alfons Rosenbaum gelang es, im Jahre 1946 die Entwicklung in den Griff zu bekommen. Er war der Motor, der die Einrichtung der Obstbauversuchsanstalt in Langförden und die Gründung des Obstbauberatungsringes Südoldenburg e. V. vorantrieb. Damit war der Übergang vom bäuerlichen Obstbau zum modernen Plantagenobstbau eingeleitet worden, der in der Hauptsache durch den Übergang vom Hochstamm zum Niederstamm, vom Allerweltsortiment zum marktkonformen Sortiment, vom extensiven zum intensiven Anbau und vom Ab-Hof-Verkauf zum konzentrierten Angebot über den Erzeugergroßmarkt für Obst und Gemüse charakterisiert werden kann.

Dabei blieb es nicht aus, daß die Obstpflanzungen von den Häusern weg auf ausreichend große Grundstücke mit guten und besten Böden verlegt wurden. Der gute, alte Obsthof wurde nicht nur vernachlässigt, sondern oft genug gerodet. Ein neuer Typ des Obsthofs entstand in dem Betrieb von Rolf Cordes, Langförden, der sowohl sein Wohnhaus als auch die Wirtschaftsgebäude mitten in seine Obstpflanzungen verlegte. Im Zentrum des Betriebes liegt das wirtschaftliche und technische „Herz“, von dem aus alle Arbeits- und Pflegevorgänge eingeleitet, durchgeführt und überwacht werden können.

Die beigefügten Bilder zeigen am besten, wie weit der Weg vom alten bäuerlichen Obsthof zum modernen, leistungsfähigen Marktobstbaubetrieb gewesen ist.

# Zur Einbürgerung der Fasanen in Süldenburg

VON BERNHARD VARNHORN

Die Fasanen sind seit Jahren das Flugwild in unseren Jagdrevieren. Alljährlich werden Tausende von ihnen abgeschossen, ohne sie damit — die Jäger lassen ihnen eine gewisse Hege und Pflege angedeihen, für die sie dankbarer sind als irgend eine andere Flugwildart — in ihrem Bestand zu gefährden. Doch sind es erst wenige Jahrzehnte her, daß wir in Süldenburg Fasanen als Standwild bezeichnen können. Im nachfolgenden soll ein kurzer Bericht zur Fasaneneinbürgerung in Rechterfeld und Hogenbögen (Gemeinde Visbek) gegeben werden, einmal damit dieser für die hiesige Niederwildjagd so bedeutsame Vorgang nicht ganz vergessen wird, zum anderen zur Anregung, auch in anderen Teilen unserer Heimat Daten über das erste Auftreten und die Einbürgerung des Fasans zu sammeln und aufzuzeichnen.

Seine Urheimat hat der Fasan in Mittelasien. Von dort ist er im Laufe der Jahrhunderte nach Europa gekommen. Die ältesten Angaben zur Fasaneneinbürgerung in Deutschland stammen aus dem Rheinland, wo die ökologischen Voraussetzungen recht günstig waren. Zuerst wurden die Fasanen in Fasanerien, also in Gehegen gehalten und gezüchtet. Schon Karl der Große (742—814) hat neben Pfauen auch Fasanen in seinen Meierhöfen gehegt. Die hl. Hildegard von Bingen (1098—1178) nennt den Fasan „phasianus gallicus“, und Albertus Magnus (1207—1280) hat im Kölner Klostersgarten eingeflogene Fasanen beobachtet. Er schreibt, daß man an Waldwegen, die zum Wasser führen, diese Tiere leicht mit dem Netz fangen kann. In Nordwestdeutschland ist der Fasan erst viel später eingebürgert worden. Die ersten sollen um 1609 aus Prag nach Oldenburg geschickt worden sein; sie haben sich angeblich gut vermehrt. Vor 100 Jahren verwilderten bei Osnabrück die ersten Fasanen. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts waren sie südlich von Iburg vollständig verwildert und überwinterten gut. (Vergl. Günther Nüthammer: Die Einbürgerung von Säugetieren und Vögeln in Europa, Verlag Paul Parey.)

In Rechterfeld und Hogenbögen wurde der Fasan Ende der zwanziger Jahre (1927—1928) heimisch. Schon vorher hatte sich hin und wieder ein einzelner in unsere Gegend verflogen. Die erste Fasanenhenne erlegte im Herbst 1912 der Eigner Heinrich Lückmann-Rechterfeld (gest. 1942) auf seinem Grundstück nahe der Bonrechter Grenze. Das nur angeschossene Tier entkam ihm allerdings, wurde aber am gleichen Tage von zwei anderen hiesigen Jägern in einem nahen Birkenwäldchen, wohin es sich gerettet hatte, aufgefunden. Dieser erste Fasanenabschuß in Rechterfeld — hier hatte man vorher noch nie einen solchen Vogel gesehen — auch der Schütze nicht — war hier seiner Zeit eine echte Sensation. Nach dem ersten Weltkrieg (1919) hielt sich in Hogenbögen für einige Tage ein Fasan auf, den zu erlegen den dortigen Jagdberechtigten trotz aller Bemühung nicht gelang.

Ihr periodisches Auftreten bei uns, ihre schon lange vorher gelungene Einbürgerung in der weiteren Umgebung, die Jagdleidenschaft und die

Experimentierfreudigkeit — wenn es um die Jagd und die Fischerei ging — des Rechterfelder Gastwirts Klemens Muhle (gest. 1932) waren wohl die Gründe, daß im Frühjahr 1927 (oder war es 1928?) in Rechterfeld und in Hogenbögen die ersten Fasanen, zwei Hähne und vier Hennen, die man aus einer Fasanerie in Westfalen bezogen hatte, ausgesetzt wurden, und zwar in Rechterfeld beim sogenannten „ersten Schlatt“, jetzt Tepings Schlatt genannt, in Hogenbögen in den „Sillen“.

Mit Bedacht waren diese Plätze für die ersten Einbürgerungsversuche ausgewählt worden. Das „erste Schlatt“, von Bäumen und dichtem Gebüsch umgeben, weitab vom Dorf und vom Verkehr inmitten von Äckern und Viehweiden gelegen, die damals noch von prächtigen Wallhecken durchzogen waren, und die „Sillen“ am Oberlauf der Scharenbäke mit breitem Sumpfgürtel, schwer zugänglichen Dickichten, verschwiegenen Plätzen und Verstecken, boten sich für ein solches Experiment an. Wenn irgendwo, dann mußten eigentlich hier die Einbürgerungen gelingen. Und sie gelangen auf Anhieb. Besonders beim „ersten Schlatt“ wuchsen in den folgenden Frühjahrs- und Sommerwochen verhältnismäßig viele Jungfasanen heran zur großen Freude der Jäger, die ihre Bemühungen um die Einführung einer neuen Flugwildart so schnell belohnt sahen. Da die Jäger sich untereinander fest versprochen hatten, im ersten Jahre kein einziges Stück abzuschießen, und sie sich in den Wintermonaten die Hege und Pflege auch etwas an Arbeit und Geld kosten lassen wollten, schien alles in bester Ordnung zu sein. Aber der Schein trog, wie so oft. Zwei „Jagdkollegen“, die zu den Anschaffungskosten der Fasanen nicht beigetragen hatten, hielten sich leider nicht an die getroffenen Vereinbarungen. Sie schossen in der folgenden Jagdsaison beim „ersten Schlatt“ alle Fasanen, die ihnen vor die Flinte kamen, ab, trugen die Beute in ihren Rucksäcken auf heimlichen Wegen nach Hause und verkauften das damals noch seltene Wild für gutes Geld in einer benachbarten Kleinstadt. Solches Verhalten war sehr betrüblich. Es hat auch den ersten Einbürgerungserfolg geschmälert, aber die Einbürgerung nicht in Frage gestellt. Der verbliebene karge Restbestand wurde gut durch den Winter gebracht und durch den Zukauf und das Aussetzen neuer Tiere wieder aufgefüllt. So wurde hier der Grundstock für die Fasanenjagd gelegt, die ganz gewiß kein Jäger mehr missen möchte. In der letzten Jagdsaison (1970) erbrachte sie z. B. hier 399 Hahnen- und über 100 Hennenabschüsse.

Daß die Namen der an der Fasaneneinbürgerung beteiligten Personen: Gastwirt Klemens Muhle (gest. 1932), Zeller Georg Kathe (gest. 1932), Kaufmann Klemens Bramlage, alle aus Rechterfeld und Zeller Klemens Meyer, Hogenbögen-Varnhusen (gest. 1955) nicht ganz vergessen werden, dazu mag auch dieser Artikel beitragen.

# „Machandel, lieber Machandelbaum . . .“

## Wacholder und Stechpalme, Kleinode der Bergmark

VON GREGOR MOHR

„Machandel, lieber Machandelbaum, in Trauern komm ich her.  
Ich träumte einen bösen Traum, das Herze ist mir schwer.“ H. Löns

Für Naturfreunde und Botaniker ist es sicherlich eine Freude, bei Wanderungen durch die Dammer/Neuenkirchener Bergmark, wieder etwas mehr als in vergangenen Jahren den Wacholder (*Juniperus communis*) und die Stechpalme (*Ilex aquifolium*) feststellen zu können. Als Unterholz in Kiefern- und Mischwald, auf trockenem Sand und anmoorigen Böden bleibt ihr Wuchs mehr strauchtig; kommen sie in den Genuß des vollen Lichtes, entwickeln sie sich zu pyramidenartig schlanken Bäumchen bis zu sechs bis sieben Meter Höhe.

Erfreulich ist es, daß man im Raum der Heimat von dem in früheren Jahren geübten Brauch abgekommen ist, den Wacholder als Schmuck vor Hochzeitshäusern aufzustellen. Niederdeutsche Namen für den *Juniperus communis* sind außer Machandel oder Machandelbaum, Macholler, Queckholder oder Quakeln. Die Tiroler und Bayern nennen ihn Kranwitt, Kranawitt oder Krammetsbaum. Diese Namen deuten schon darauf hin, daß der Wacholder im Gedankengut des Volkes lebt. Tatsächlich hat er in Sage, Brauchtum und Volksheilkunde (Ol und Tee, wichtige Heilmittel, Beeren als Gewürz an Sauerkraut und Gänsebraten, Schnaps Kranawitter) eine bedeutende Rolle gespielt.

„Die Hexen und Wettermacherinnen üben damit viel Zauberey und Abentheuer“, so klagt der alte Matthiouis in seinem Kräuterbuch.

In der Volksmedizin wurden die aromatischen Früchte, auf glühende Kohlen gestreut, als Räuchermittel gegen „üble und schädliche Dünste“ benutzt. Heilsam schien unseren Vorfahren der aus Beeren gewonnene Schnaps zu sein, der in einer etwas veränderten Zusammensetzung heute bei uns Wacholder und Steinhänger, bei den Holländern Genever, bei den Engländern Gin und bei den Slawen Borovicka heißt . . . Der Name im Mittelhochdeutschen „Wachalter“, der vom Althochdeutschen her wehalewach (lebensfrisch) und tra oder tar (Baum) herkommt, weist schon auf die belebende Wirkung hin, die aber wahrscheinlich sich nur auf die frischen oder getrockneten Beeren bezieht. Die Inder gehen in ihrer Meinung so weit, den Früchten die Kraft der Verjüngung zuzuschreiben.

Nun noch einige Hinweise und Ausführungen zur Stechpalme (*Ilex aquifolium*), die unter dem Namen Gemeine Hülse bekannt ist, auch einfach Hülsekrabben genannt wird. In den milden Tälern des Rheinlandes ist die Stechpalme ebenso zu finden wie an der oberen Donau, ferner in den Küstenländern der Nordsee im Schatten der Bruch- und Buchenwälder. In Ostdeutschland soll sie nicht vorkommen. Im Mittelmeergebiet und in besonders begünstigten Tälern des südlichen Schwarzwaldes entwickelt die Gemeine Hülse sich bis zu 10 m hohen Bäumen. Auffallend ist, daß die



*Wacholder in der Dammer/Neuenkirchener Bergmark*

*Foto: Franz Enneking*

immergrünen ledrigen Blätter an den unteren Zweigen dornig gezähnt sind, während sie etwas höher, wo sie nicht mehr dem Tierfraß ausgesetzt sind, ganzrandig bleiben. Die kleinen weißen Blüten erscheinen im Mai oder Juni, sie stehen in Bündeln in den Blattachseln und entwickeln im Herbst erbsengroße, leuchtend rote, glänzende Steinfrüchte mit vier kleinen Samen. Von den zahlreichen Kulturformen mit großen und nur schwach dornig gezähnten Blättern erfreut sich u. a. die Quirlständige Stechpalme (*Ilex verticillata*), eine Art ohne Dornen, in den Vereinigten Staaten, wo sie heimisch ist, als „Weihnachtspflanze“ großer Beliebtheit. Eine südamerikanische Verwandte unserer Gemeinen Hülse ist der Mate-



*Stechpalme*

baum (*Ilex paraguariensis*), der für Brasilien wirtschaftlich von Bedeutung ist. Seit altersher bereitete man aus den zuerst fermentierten, darauf getrockneten Blättern einen teeartigen Aufguß (Koffeingehalt). In Argentinien ist es Brauch, den Yerbatee aus in Silber gefaßten, kleinen ausgehöhlten Kürbissen zu trinken. Man nimmt dazu ein silbernes Röhrchen, das die Runde macht, indem es von Mund zu Mund geht.

Die Neuenkirchener und Dammer Heimat- und Naturfreunde sind stolz auf ihre Wacholder und Stechpalmen und möchten sie erhalten wissen. So vermeidet man es, Wanderwege in die Nähe dieser anmutigen Recken zu legen. Sie sollen in der Einsamkeit bleiben, der sie die feierlich-schwermütige Stimmung geben, so sie aus den Liedern des unvergessenen Dichters der Heide, Hermann Löns, widerklingt. Mitglieder der Heimatvereine des Südkreises werden sich im übrigen gern bereitfinden, Naturfreunden diese Kleinode der Bergmark zu zeigen.

# Sträucher der Wallhecke

VON FRANZ RUHOLL

Die Wallhecken verschwinden bei uns mehr und mehr, mit ihr die Fülle der Straucharten. Kreuzdorn, Holzapfel, Stechginster sind fast ganz ausgestorben; Hartriegel, Pfaffenhütlein, Traubeneiche nehmen stark ab. Über einige noch reichlich vorkommende Arten möchte ich einige Ausführungen machen, ehe auch diese unserer Landschaft entrissen werden.

## Die Hundsrose

An den sonnigsten Stellen der Wallhecke oder des Waldrandes spannt die Hundsrose ihre eleganten Bogen. Die Zweige, aber auch die Blattstiele und die Mittelrippen der Blätter sind mit Stacheln bewehrt. Aus der Seitenwurzel der Mutterpflanze reckt sich senkrecht aus dem Boden ein mit Stacheln stark besetzter Schößling, anfangs noch krautig, später verholzt. Hat er die notwendige Länge erreicht, neigt sich die Spitze in großem Bogen zur Erde. Im Frühjahr sprießen aus der Oberseite zahlreiche Triebe, die sich wie der erste krümmen. Alle drängen zur Sonnenseite, verhäkeln sich mit ihren Stachelzähnen, verdichten sich schließlich zu einem undurchdringlichen Busch. Aus den Nebenzweigen entfalten sich an warmen Junitagen voll Anmut und Grazie die Blüten. Ausnehmend schön ist sie gekleidet, weiße Staubfäden mit goldenen Beutelchen in einer hellroten Blütenhülle. Die 30 bis 50 Blüten gewähren einen wahrhaft prächtigen Anblick. Der feine Duft lockt die Wildbienen an, aber auch Käferarten, darunter der goldglänzende Rosenkäfer. Nektar können sie nicht erhaschen, nur Blütenstaub. Die Frucht, Hagebutte genannt, färbt sich rosenrot. Sie umhegt zahlreiche Nüßchen, für deren Verbreitung Drossel und Häher sorgen. Der Name Hagebutte bedeutet: Hage = dichtes Gebüsch; Butte kommt von Butzen = Klumpen (Hegi).

Das Wort „Rose“ wird für zahlreiche andere Pflanzen verwendet, z. B. Pfingstrose, Adonisröschen, Klatschrose (Mohn), Rosenkohl, Stockrose (Malve), Alpenrose. Es sind alles Blumen mit strahligem Bau.

Oft entstehen an den Wildrosen moosartige, zottig bewachsene Gebilde, Rosengallen genannt. Sie verdanken ihre Entstehung der Rosengallwespe, einem winzigen, rötlich gefleckten Tierchen. Im Frühjahr legt es seine Eier in die Blattknospen. Aus der reifen Galle arbeiten sich zahlreiche Gallen hervor.

## Der Weißdorn

Eingestreut in Wallhecken und Gebüsch finden wir den Weißdorn. Oft sind zwei Arten vertreten: der eingrifflige und der zweigrifflige Weißdorn. Sie sind Verwandte des Birnbaums. Beide Weißdornarten ähneln sich zum Verwechseln. Sie tragen beide gelappte Blätter, beim eingriffiligen sind die Lappen abgerundet und weniger tief geteilt. Der Weißdorn hat es im Frühjahr eilig mit dem Blühen. Später rauben ihm die „Herren der Wallhecke“: Eiche, Birke, Erle, das begehrte Sonnenlicht. Die weiße Blüte duftet nach fauligem Schlamm. Dieser Duft wirkt aber anziehend auf manche Aasfliegenarten. Auch Bienen und Hummeln naschen gerne vom Nektar, der reichlich geboten wird.



Die in den Blattwinkeln stehenden Dornen haben diesem Strauch den Namen gegeben. Was sind nun Dornen? Welchen Zweck haben sie? Der Botaniker unterscheidet zwischen Dornen und Stacheln, die einen völlig unterschiedlichen Ursprung haben. Dornen sind spitze, starre Gebilde — sie können verzweigt oder unverzweigt sein —, die durch Umwandlung von Blättern oder Blatteilen (Blattdornen) oder von Sproßachsen (Sproßdornen) in Verbindung mit Holzbildung entstanden sind. Stacheln werden in der Hauptsache aus der Oberhaut gebildet und enden ebenfalls in einer Spitze. Rosen, Brombeere, Robinie (Akazie) haben Stacheln. Man kann den Unterschied zwischen Dornen und Stacheln sehr leicht feststellen, wenn man den Stachel einer Rose mit dem Daumen seitwärts eindrückt. bricht der Stachel ab und zieht oft lange Fäden der Oberhaut mit sich, was die enge Verbundenheit zwischen Oberhaut und Stachel anzeigt. Dornen hingegen brechen ab, gleich wie ein Ast von einem Baum abbricht. Somit gibt es also — im botanischen Sinn wenigstens — nur „Rosen ohne Dornen“, aber nicht ohne Stacheln. Über den Sinn und Zweck dieser scharfen Waffe hat man lange gerätselt. Es ist gewiß das einfachste, sie als Schutzmittel gegen Tierfraß anzusehen. Schaf, Ziegen, Rinder schaden häufig, indem sie die Triebe der Sträucher abreißen. So einleuchtend diese Deutung erscheint, so wenig kann sie als richtig gelten. Es gibt Tiere, die weder Dornen noch Stacheln scheuen, weil Lippen und Gaumen hart genug sind, daß Dornen und Stacheln kein Hindernis bilden. Die Stacheln der Rosen und der Brombeeren bilden Haftorgane, an denen sich die langen Schößlinge verankern können. Die Dornenbildung ist klimatisch bedingt, besonders bewirkt durch Lufttrockenheit. Bei einer Kultur in sehr warmer und feuchter Luft hört nämlich die Dornenbildung auf. In den von Dürre beherrschten Gebieten gibt es eine Unzahl von Pflanzen mit Dornen. Die Kakteen z. B. haben keine Blätter mehr; nur noch die Ansätze heben sich in Form von Dornen vom Stamm ab. Wegen der langen Trockenheit ist die Verdunstung auf ein Minimum herabgesetzt. Die Hauptaufgabe der Blätter, die Photosynthese (das Herstellen von Zucker aus dem Kohlendioxyd der Luft) wird vom Stamm übernommen.

Bei den Griechen und Römern trugen die Brautleute Weißdornzweige. Mit brennenden Zweigen als Fackeln wurden sie begrüßt. In Frankreich ist man der Meinung, die Dornenkrone des Herrn sei aus Weißdornzweigen geflochten. In der Bartholomäusnacht habe der Weißdorn nach dem Blutbad plötzlich Blüten getragen — Katholiken und Protestanten betrachteten dies als göttliche Sanktionierung für ihr Handeln. Bei uns bringt die Sage den Weißdorn mit dem Leiden Jesu in Beziehung. Als die Soldaten aus den Zweigen die Dornenkrone flochten, sträubten sie sich vergeblich, und der Strauch war sehr traurig. Der Herr erkannte die Unschuld des Strauches und schmückte ihn mit weißen Blüten.

### Das Geißblatt

Das Geißblatt verdankt seinen Namen der Vorliebe, welche die Geiß oder die Ziege für die zarten Blätter der wohlriechenden Pflanze zeigt. Es ist gegenüber seinen Artgenossen aus der Familie der Geißblattgewächse aus der Rolle gefallen, weil es eine Schlingpflanze ist. Man braucht sie nur zu sehen, und man denkt unwillkürlich an die Lianen des tropischen Urwaldes, wie sie seit Humboldt immer wieder geschildert werden. Das Geißblatt ist

eine der wenigen Zwerglianen unserer Hecke. Es besitzt die Fähigkeit, erreichbare Zweige oder Stämme mit seinen Stengeln zu umwinden und kann wohl bis zu fünf Meter hoch emporklettern. Das Stengelseil ist so fest, daß die in die Dicke wachsenden Stützen es nicht zu zersprengen vermögen, obwohl es sich tief in die umschlungenden Stämme eindrückt. An schwülen Sommerabenden verbreitet das Geißblatt einen berausenden Duft. Das ist die Zeit für die dickbäuchigen Schäumer, mit dichtem Haarpelz bekleidet, mit langen Vorder- und kurzen Hinterflügeln. Sie stürmen auf die Duftquelle zu, lassen sich aber nicht wie ein Tagfalter darauf nieder, sondern schweben wie die Kolibri mit raschen Flügelschlägen vor den Blüten und führen ihren 3 bis 8 cm langen Rüssel in die Blumenröhre, um zu dem wohlschmeckenden Nektar zu gelangen. Nur die Schwärmer haben im deutschen Gebiete Rüssel dieser Länge. Schwärmer und Blüte haben sich wunderbar aufeinander eingestellt. „Sugetittkes“ heißen die Blüten auf plattdeutsch; beißt man den untersten Knoten ab, so schmeckt man die Süße des Nektars.

Das Geißblatt wird auch „Jelängejelier“ genannt nach einer Sage von W. Müller: Vor Zeiten blühte das Geißblatt nur kurze Zeit. Die Verlobten Daphnis und Chloe wohnten weit voneinander entfernt und sahen sich selten. Im Frühling besuchte die Mutter Lycinna mit ihrer Tochter Cloe ihre Jugendfreundin und traf Daphnes Mutter in der Geißblattlaube des Gartens. Da fragte Daphnis die gute Lycinna, ob sie auch recht lange bleibe. Scherzend antwortete sie, solange das Geißblatt blühe. Traurig ging Daphnis abends zum hl. Haine, wo er die Göttin der Liebe aus Buchsbaum geschnitzt hatte. Er bat sie, das Geißblatt recht lange blühen zu lassen: „Ich opfere Dir zwei Tauben und täglich frische Kränze“. Die Göttin erhörte ihn, das Geißblatt duftete den ganzen Sommer. Damals nannte er es zum ersten Male: „Jelängerjelier“. Bis auf unsere Zeit behielt es seinen Namen.

#### Die Vogelbeere

In Büchern heißt sie gewöhnlich Eberesche. In ihrer Belaubung zeigt sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der Esche, daher „Eber — Aber“-Eschen = falsche oder Scheinesche. Vogelbeere heißt sie, weil Vögel, besonders Drosseln, die Früchte gerne verspeisen. Früher wurden die Beeren zum Fang von Drosseln in Dolmen benutzt, deshalb Krammetsboom. In Süddoldenburg nennt man sie auch „Quäkbeern“. Dies kommt von quick = lebendig, weil sie sich überall verbreitet. Kinder verfertigten aus den Rinden der Zweige im Frühjahr sog. „Hupphupps“ und Fleitpiepen, deshalb der Name: „Fleitpiepenboom“. Dabei sangen sie:

Zipp zapp ziepe  
woneier bist du riepe?  
Tauken Johr bi Maidag,  
wenn alle Vögel Eier leggt.  
Dor köm dei blinde Hesse  
mit dat grote Mest.  
Schnitt dei Kinner dei Köppe aff,  
schmitt se inne Poggenbäke.  
Aowe bis du.

(Goldenstedt, ähnlich auch in Lohne)

# Zur Bevölkerungsdynamik Süoldenburgs

VON HANS-WILHELM WINDHORST

Für die wirtschaftliche Entwicklung, besonders den Grad der Industrialisierung, ist die Dynamik der Bevölkerungsentwicklung eines Raumes ein recht gutes Maß. Wachsende Industrialisierung hat in den meisten Fällen zur Folge, daß die Bevölkerung im Nahbereich der Industrieansiedlungen zunimmt, in den Ergänzungsräumen jedoch abnimmt, weil im allgemeinen eine Tendenz zu den Arbeitsstätten besteht.

Vorwiegend agrarisch orientierte Räume unterliegen aus diesem Grunde häufig einer negativen Bevölkerungsentwicklung, besonders dann, wenn die Kinderzahl hoch liegt und keine Möglichkeit besteht, die zusätzlich auftretenden Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zu beschäftigen. In solchen Gebieten ist dann die Abwanderung nach beendeter Schulzeit oder Lehrlingsausbildung besonders hoch. Auf die Dauer gesehen muß eine solche Abwanderung negative Folgen für die Wirtschaftsstruktur haben, da meistens diejenigen Menschen abwandern, die eine abgeschlossene Ausbildung haben. Für sie bietet sich in benachbarten, stärker industrialisierten Räumen eine bessere Aufstiegsmöglichkeit. Der erste Schritt auf diesem Wege ist eine verstärkte Pendlertätigkeit, die besonders gefördert wird, wenn gute Nahverkehrsverbindungen bestehen. Durch die größere Mobilität der Bevölkerung im allgemeinen ist dies heute aber keine notwendige Voraussetzung mehr.

Ist im Nahbereich keine Möglichkeit vorhanden, auf diese Weise eine bessere Verdienstmöglichkeit zu finden, folgt als nächster Schritt eine Abwanderung in weiter entfernt liegende Gebiete, teilweise sogar eine Auswanderung in überseeische Neusiedelräume. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß solche Bewegungen besonders abhängig sind von der gesamten Wirtschaftsstruktur eines Landes, der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage und einer Anzahl anderer Faktoren, vor allem soziologischer Art.

Während bei einer verstärkten Pendlertätigkeit eine Abnahme der absoluten Bevölkerungszahl nicht zu bemerken ist, und man schon eingehendere Studien vornehmen muß, um die Pendlerströme festzustellen, läßt sich dies bei der einsetzenden Abwanderung sehr viel leichter erkennen. Hier nimmt nämlich die Bevölkerung nicht mehr entsprechend der Rate des Geburtenüberschusses zu. Es ist festzustellen, daß eine Abwanderung erst langsam einsetzt, dann aber mit der Ausbreitung der Kenntnis unter der arbeitsfähigen Bevölkerung sehr schnell hohe Werte annehmen kann. Die Folge einer solchen Abwanderung ist eine offensichtliche Verschiebung innerhalb der Bevölkerungspyramide. An der Basis treten die starken Geburtenjahrgänge auf, die sich in dieser Breite bis etwa zum 14. Lebensjahr fortsetzen, dann folgt schon ein erster Einschnitt, der bedingt ist durch die Abwanderung einiger Schulabgänger, die in benachbarte Industriegebiete gehen, um dort eine bestimmte Berufsausbildung zu erlangen. Der zweite Einschnitt erfolgt dann bei etwa 18—20 Jahren. Viele der männlichen und weiblichen Lehrlinge wandern nach abgeschlossener Berufsausbildung in die benachbarten Industriegebiete, weil sie dort einmal bessere Aufstiegs-